

BRIEFE ÜBER PHILOSOPHIE WELTWEIT

Form und Inhalt

Möglichkeiten der Briefform für die Philosophie

Von INGRID VENDRELL FERRAN und KATRIN WILLE (Marburg)

I. Philosophische Migrationen

Die Philosophie hält sich an keine Ländergrenzen und auch die Philosophierenden nicht. Das war schon immer so, aber die technischen Möglichkeiten der Reise und des Austauschs mittlerweile in die ganze Welt führen sicher zu immer stärkeren intellektuellen Migrationen von Deutschland in andere Länder der Welt und von anderen Ländern der Welt nach Deutschland. Für PhilosophInnen gibt es viele Gründe, aus Deutschland wegzugehen: Interesse an anderen Ländern, an spezifischen Denktraditionen und bestimmten DenkerInnen, private Beziehungen, wirtschaftliche Perspektivlosigkeit in dem Land der Habilitationspflicht und dem unhaltbaren Stand der PrivatdozentInnen und Unzufriedenheit mit der Diskussionskultur in Deutschland. Und es gibt gewichtige Gründe, aus anderen Ländern nach Deutschland zu kommen: Interesse an der deutschsprachigen Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart, Interesse an der deutschen Kultur, private Beziehungen und möglicherweise auch wirtschaftliche Attraktivität.

Wie kann diesem Phänomen intellektueller Migration, das wir alle kennen und das unsere Gegenwart prägt, eine angemessene Sprache verliehen werden? Wie können die, die zwei oder mehr philosophische Sprachen und Kulturen kennen, die sich und vielleicht ihre philosophische Arbeit dadurch verändert haben, andere daran Anteil nehmen lassen? Die Mitteilung von Erfahrungen aus verschiedenen philosophischen Lebenswelten ermöglicht anderen einen doppelten Blick, nämlich zum einen den Blick nach außen auf die Situation der Philosophie in einem anderen Land und wieder zurück vergleichend und kontrastierend, vermittelt durch die Außenperspektive, den Blick auf sich selbst und die eigene philosophische Situation. Als Medium des Ausdrucks dafür scheint uns die Form des Briefes geeignet zu sein, die, so zeigt bereits ein oberflächlicher Blick in die Geschichte der Philosophie, fest zum Repertoire philosophischer Textarten gehört. Die literarische Form¹ des Briefes hat in der philosophischen

¹ Der Ausdruck „literarische Form“ sei hier so weit verstanden wie in der Verwendung von Gottfried Gabriel und Christiane Schildknecht, die sie im einleitenden Vorwort zu ihrem Sammelband *Literarische Formen der Philosophie* (Stuttgart 1990) folgendermaßen beschreiben: „Literarische Formen der Philosophie schließen in diesem Sinne alle Darstellungsformen ein, derer sich die Philosophie im Laufe ihrer Geschichte bedient hat, beschränkt allerdings auf verschriftlichte Formen. ‚Litera-

Kommunikation verschiedenste Verwendungen gefunden. Briefe wurden zum philosophischen Austausch zwischen zwei philosophierenden Individuen geschrieben, Briefe wurden von einem Adressaten an eine philosophisch interessierte breitere Öffentlichkeit verfasst, um philosophische Inhalte darzustellen oder über die Lage der Philosophie selbst nachzudenken, und die Briefform wurde als artifizielle Darstellungsform alternativ zum Beispiel zum Traktat oder zum Essay gewählt. Mit dem Projekt „Briefe über Philosophie weltweit“ bitten wir Philosophierende in den verschiedensten Ländern der Welt, Briefe an die Leserinnen und Leser der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie* über die jeweilige Situation der Philosophie zu schreiben. Wir wollen dies Projekt im Folgenden vorstellen und dabei besondere Aufmerksamkeit auf die Briefform und deren philosophische Verwendungen legen.

II. Die Briefform und die akademische Philosophie der Gegenwart

Nun könnten sich die Leser dieser Einleitung fragen, warum uns als Herausgeberinnen die Form des Briefes für unser Projekt geeigneter erscheint als andere mögliche literarische Formen, welche in der heutigen Philosophie viel verbreiteter sind und größeres Ansehen genießen, wie etwa Aufsatz oder Essay. Wir leben in einer Zeit der Professionalisierung der akademischen Philosophie, in der das kanonische literarische Format der „Aufsatz“ beziehungsweise das „Paper“ ist. Aufsätze werden durch „blind review“-Verfahren zur Veröffentlichung ausgewählt. In diesen Verfahren drückt sich ein bestimmtes Wahrheitsverständnis aus. Für philosophische Thesen / Wahrheiten ist in einer an Objektivität orientierten Weise zu argumentieren, die frei ist von individuellen Noten und subjektiven Perspektiven. Das Ziel ist dabei, dass der Leser den präsentierten Gedankengang wieder verfolgen und sich von der Wahrheit desselben überzeugen kann.² Drei Gründe haben uns bewogen, uns nicht dem Standardformat anzuschließen, sondern den Brief als Ausdrucksform zu wählen:

Ein erster Grund liegt darin, dass bei Briefen, anders als beim Aufsatz, nicht allein der objektive Wahrheitsgehalt, nicht der „zwanglose Zwang des besseren Argumentes“ zählen, sondern immer auch und manchmal vor allem der Ausdruck der eigenen Sichtweise wie auch die Ansprache an die Leserinnen und Leser, die in diversen Weisen bewegt und denen Freiheit für die Interpretation und die Stellungnahme gelassen werden sollen. Briefe sind genauso wie Biographien, Autobiographien, Memoiren, *Confessiones* und Tagebücher „Schriften des Ich“ oder „subjektive Schriften“, und erlauben es dem Autor, die Perspektive der Ersten Person in den Vordergrund zu stellen, und dem Leser, sich von dieser ansprechen zu lassen und darauf zu antworten. Für die Darstellung und Einschätzung von philosophischen Verhältnissen in ver-

risch‘ ist deshalb hier im weitesten Sinne von ‚Literatur‘ zu verstehen, in dem auch wissenschaftliche Literatur ‚Literatur‘ zu heißen verdient, und nicht nur in dem engeren Sinne von Literatur als Poesie.“ (VII)

² Diese Überlegungen sind angelehnt an Arthur Danto, der über den Zusammenhang zwischen dem Begriff philosophischer Wahrheit und der Form philosophischen Ausdrucks für die gegenwärtig dominante Form des professionellen philosophischen „Paper“ reflektiert; vgl. A. C. Danto, *Philosophy as/ and/ of Literature*, in: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association*, 58 (1984), 7.

schiedenen Ländern eignet sich eine Form, die es erlaubt, wenn auch nicht erzwingt, eher einen „maximalen subjektiven Standpunkt“³ einzunehmen als einen „Blick von Nirgendwo“⁴.

Mit der Wahl der unüblich gewordenen Briefform wollen wir zweitens das Verhältnis von Darstellungsform und philosophischem Inhalt problematisieren. Wir schließen uns der allgemeineren philosophischen These an, dass Inhalt und Form in einem innigen Zusammenhang stehen. Denkerinnen und Denker aus verschiedenen philosophischen Traditionen haben Arbeiten mit dem Ziel vorgelegt, die Vielfalt der philosophischen Darstellungsformen und deren konstitutive Bedeutung für die Übermittlung des Inhalts beschreibbar zu machen, wie zum Beispiel Theodor W. Adorno, Pierre Hadot, Jacques Derrida, Stanley Cavell, Martha Nussbaum, Arthur Danto, Gottfried Gabriel, Christiane Schildknecht. Es gibt bestimmte philosophische Inhalte, Erkenntnismöglichkeiten und Praxen, die nur ans Licht gebracht werden können, wenn wir eine bestimmte literarische Form verwenden. Die Briefform erlaubt die Thematisierung von Eindrücken, scheinbar nebensächlichen Beobachtungen, gewagten Vermutungen und ungeschützter Kritik, die beim ausschließlichen Gebrauch der Aufsatzform, in der das, was Inhalt sein darf, stärker beschränkt ist, verborgen bleiben würde.

Ein weiterer Grund für die Wahl der Briefform liegt in der großen Flexibilität des Mediums Brief. Briefe haben, abgesehen von standardisierten Verwaltungsbriefen, die Eigentümlichkeit, dass in einem einzigen Brief verschiedene literarische Formen kombiniert werden können. Ein Brief kann zum Beispiel Reiseberichte oder auch essayartige Überlegungen enthalten. Mal ist ein Wind von Privatheit und Intimität, die Briefen eigen sein kann, spürbar in dem Anliegen, den Leser in etwas einzuweihen. Mal ist der für Briefe aus der Ferne sicher spezifische Wunsch zu bemerken, über die Verhältnisse in der Ferne zu berichten. Mal wird in der gewählten eher essayistischen Form der gemeinsame Zweck von Brief und Essay⁵ sichtbar, einen Gegenstand in freier Form zu untersuchen: „Essayistisch schreibt, wer experimentierend verfasst, wer also seinen Gegenstand hin und her wälzt, befragt, betastet, prüft, durchreflektiert, wer von verschiedenen Seiten auf ihn losgeht und in seinem Geistesblick sammelt, was er sieht, und verortet, was der Gegenstand unter den im Schreiben geschaffenen Bedingungen sehen lässt.“⁶ Damit gibt die Gattung Brief dem Autor großen Spielraum für den Ausdruck seiner Gedanken.

III. Gestaltungsmerkmale des Briefes

Ein Brief entsteht in der Regel aus einem Wunsch, jemandem etwas mitzuteilen, zu dem räumliche Distanz besteht, die eben durch das Schreiben des Briefes überwunden werden soll. So können wir sagen, dass Briefe in gewisser Hinsicht aus einer „Defizitsituation“ entstehen. Seit

³ A. Burri, Kunst und Erkenntnis, in: ders. u. W. Huemer (Hg.), Kunst denken, Paderborn 2007, 140. Burri vertritt die These, dass es subjektive und objektive Wahrheiten gibt. Wir wollen anstatt von subjektiven Wahrheiten von subjektiver Erkenntnis sprechen

⁴ Th. Nagel, *The View from Nowhere*, Oxford 1986.

⁵ Hadot differenziert verschiedene Gesichtspunkte für eine Klassifikation der literarischen Formen der Philosophie und stellt unter dem Gesichtspunkt „innerer Zweck“ hyphegetische (darstellende) und zetetische (untersuchende) Schriften einander gegenüber. In der modernen Philosophie gehören zu den zetetischen Schriften vor allem die Briefe, der Dialog und der Essay (vgl. P. Hadot, *Literarische Formen der Philosophie*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. v. J. Ritter u. a., Bd. 7, Basel 1989, Sp. 848–858).

⁶ M. Bense, Über den Essay und seine Prosa, in: *Merkur* 1 (1947), 418, zitiert nach: P. Hadot, *Literarische Formen der Philosophie*, a. a. O.

der Antike wird der Brief als „Redeersatz“ oder als „halber Dialog“ verstanden, wenn die direkte Kommunikation nicht möglich ist.⁷ Die Materialität⁸ des Briefes verleiht diesem einen dokumentarischen Charakter, erlaubt, dass der Brief nicht sofort gelesen wird und dass er für viele Interpretationen und Missinterpretationen als „Ort“ der „Deutungen“ offen steht.⁹

Wichtige Elemente des Briefes sind der Inhalt, die sprachliche Form, die Funktion, der Absender und der Adressat. Die Kombination dieser verschiedenen Aspekte ergibt bei den Briefen eine große Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten. Auf der Ebene des Inhalts kann etwa ein Brief als Liebesbrief, als philosophisch oder als politisch klassifiziert werden. Auf der Ebene der sprachlichen Form sind Briefe in der Regel in Prosa geschrieben, wenn es auch prominente Beispiele von Episteln in Versen von Horaz und Ovid gibt. Der Zweck eines Briefes ist niemals bloß die Vermittlung von Information. Oft dienen Briefe auch der Selbstdarstellung ihres Verfassers, wie etwa die Briefe Kafkas an seinen Vater. Manchmal sind sie mit einer moralisierenden Funktion geschrieben oder verfolgen etwa den Zweck, den Leser zu unterhalten. Innerhalb eines Werkes können Briefe als Widmungsbriefe fungieren, wie etwa Bacons Widmungsbrief zu Hobbes' *De Cive*, oder auch als Vorwort, wie Lockes Sendschreiben an den Leser vor den *Essays Concerning Human Understanding*. Es gibt sogar das Genre des Briefromans mit dem prominenten Beispiel *Die Iden des März* von Thornton Wilder. Der Absender eines Briefes kann real, fiktiv oder apokryph sein. Fiktiv ist der Absender, wenn er nicht „wirklich“ existiert, so wie im Fall der Briefe, welche Alkiphron – ein Sophist des 2. Jahrhunderts n. Ch. – geschrieben hat. Diese Briefe haben alle als fiktive Verfasser attische Fischer, Bauern und Hetären. Ein anderes interessantes Beispiel sind die Briefe des spanischen Priesters Francisco Alvarado, der Anfang des 19. Jahrhunderts eine Sammlung von Briefen vorgelegt hat, deren fiktiver Absender Aristoteles ist. Aristoteles, der sich, so das entworfenene Szenario, in der antiken Unterwelt an den Ufern des Flusses Lethe befindet, werden die philosophischen Neuerungen der damaligen Gegenwart zur Kenntnis gebracht. Seine Reaktion darauf sind neunzehn empörte Briefe an die Modernen, in denen er die Vorzüge der antiken und vor allem seiner eigenen Philosophie gegenüber den Verfallserscheinungen in Fragen der Religion, der Sitten und Gebräuche und des Naturverständnisses darlegt.¹⁰ Briefe von apokryphen Absendern sind solche, die man fälschlicherweise einem bekannten Autor zuschreibt.

Wichtig und kennzeichnend für einen Brief ist der Bezug auf einen Adressaten. Dieser muss immer existieren, wenn auch nur in hypothetischer Form. Der Adressat kann eine einzelne Person, eine Institution oder die Öffentlichkeit sein. Die Existenz eines „imaginären Du“ oder Gegenübers ist für die Verfassung des Briefes unerlässlich und bestimmt stark seinen Charakter. Wenn der Inhalt des Briefes ohne die Existenz dieses potenziellen Gesprächspartners geschrieben wird, haben wir es eher mit Bekenntnissen, *Confessiones* oder Tagebüchern

⁷ J. R. Höflich, „Ein Brief ist doch altmodisch“ – Jugendliche und briefliche Kommunikation. Ein Werkstattbericht, in: U. Schmitz u. E. Lia Wyss (Hg.), *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 64 (2002), 187–203, hier: 187.

⁸ R. Baasner, *Stimme oder Schrift. Materialität und Medialität des Briefes*, in: D. Schöttker (Hg.), *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*, München 2008, 53.

⁹ G. Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über Formen der Vergesellschaftung* [1908], hg. v. O. Tammstedt, Frankfurt/M. 1992, 429–433; zitiert in: D. Schöttker, *Einführung: Briefkultur und Ruhmbildung*, a. a. O., 9.

¹⁰ F. Alvarado, *Cartas críticas que escribió el Rmo. padre maestro Fr. Francisco Alvarado, del orden de Predicadores, ó sea el Filósofo rancio, en las que se impugnan las doctrinas y máximas perniciosas de los nuevos reformadores*, Madrid, Impr. de E. Aguado, 1824–1825, 5 Bde. Der fünfte Band von 1825 beinhaltet die 19 aristotelischen Briefe, die zwischen Mai 1786 und November 1787 verfasst wurden.

zu tun, aber nicht mit der literarischen Form des Briefes.¹¹ Mit jedem Brief wird eine Einladung zum Dialog mit einem potenziellen Empfänger eröffnet. Dieser Dialog ist besonderer Natur: Die Antwort des Lesers findet – im Unterschied zu den Dialogen zwischen Anwesenden und auf Grund der Materialität des Briefes – nicht unmittelbar statt. Der Brief kann mehrmals gelesen und immer etwas anders verstanden werden, der Leser hat die Möglichkeit, sich eine angemessene Antwort zu überlegen. Außerdem muss die Antwort nicht sprachlicher Natur sein: Eine Empörung, ein Schmunzeln, eine Überraschung, eine Erschütterung, die ein Brief in uns hervorruft, können auch als Antworten gelten.

Der Adressat eines Briefes steht einem Text gegenüber, welcher auf verschiedenen Ebenen gelesen werden kann. Die erste ist die *Gegenstandsebene*, bei welcher die Erfahrungen, die erwähnten Personen, die Gefühle und die Widerfahrnisse dargestellt werden. Eine zweite Ebene kann als *thematische* bezeichnet werden. Diese Ebene entsteht erst dann, wenn der Leser die verschiedenen Themen des Briefes identifiziert, welche in dem Text direkt oder indirekt besprochen werden. Diese Ebene wird nur durch einen starken Interpretationsakt erschlossen, sie muss nicht unbedingt mit der Absicht des Autors zu tun haben und kann von Leser zu Leser unterschiedlich sein. Die Inhalte beider Ebenen können explizit oder implizit sein.¹² Man kann auch den Brief auf einer dritten Ebene lesen, welche wir als *Reflexionsebene* bezeichnen wollen. Diese entsteht, wenn der Leser durch den Brief zu weiteren Überlegungen angeregt wird, wie zu Vergleichen oder zu allgemeineren Schlussfolgerungen. Alle diese Lektüren werden von einem weiteren Aspekt des Briefes begleitet: dem *Ton* desselben.¹³ Ein Brief kann etwa einen offensiven, defensiven, pessimistischen oder optimistischen, nostalgischen oder hoffnungsvollen Ton haben. Der Ton des Briefes ist Träger von Stimmungen und Anreger derselben, er kann ansteckend wirken oder uns abstoßen, und er – nicht nur der Inhalt – ist oft der Grund unserer Sympathien und Antipathien für den Autor.

In den „Briefen über Philosophie weltweit“ sind die genannten allgemeinen Formmerkmale des Briefes in folgender Weise realisiert: Ein Individuum ist der Absender, die interessierten LeserInnen der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie* sind die AdressatInnen. Die Briefe sind Auftragsbriefe, das heißt, die Absender wurden von uns gefragt, ob sie bereit wären, einen Brief über die Lage der Philosophie in dem Land zu schreiben, in dem sie philosophisch arbeiten. Die VerfasserInnen der Briefe sind solche, die im jeweiligen Land leben und wirken und die in irgendeinem Kontakt zu Deutschland und der deutschen Philosophie stehen, sei es, dass sie aus Deutschland kommen, sei es, dass sie sich länger zwecks Studiums oder Forschung in Deutschland aufgehalten haben. Jeder Brief sollte einen Umfang von ca. zehn Seiten haben, möglichst in deutscher Sprache abgefasst und in Aufbau und Thematik an einigen vorgegebenen Eckpunkten orientiert sein. Wir haben die VerfasserInnen gebeten, ihren Betrachterstandpunkt eingangs kurz zu beschreiben, wir wollten wissen, welche Themen, Debatten und/oder Gebiete der Philosophie die jeweilige Diskussion prägen, welche

¹¹ C. Guillén, *La escritura feliz: literatura y epistolaridad*, in: ders., *Múltiples moradas. Ensayo de Literatura Comparada*, Barcelona 1998, 177–233.

¹² Wir übernehmen hier diese Terminologie einer Gegenstands- und einer thematische Ebene und eines expliziten und abgeleiteten Inhalts von Peter Lamarque (vgl. ders., *Kann das Wahrheitsproblem der Literatur gelöst werden?*, in: A. Burri u. W. Huemer, *Kunst denken*, a. a. O., 16). Eine ähnliche Unterscheidung zwischen der Ebene des Berichtes und einer Reflexionsebene hat schon Gottfried Gabriel gemacht (vgl. ders., *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart 1975). Die Unterscheidung ist auf Monroe C. Beardsley zurückzuführen (vgl. ders., *Aesthetics. Problems in the Philosophy of Criticism*, Indianapolis 1958).

¹³ Für die Bedeutung dieser Komponente vgl. M. Weitz, *Philosophy in Literature*, Detroit 1963, 92. Weitz definiert diesen Aspekt nicht und zeigt die Bedeutung des Tons anhand von Beispielen.

Formen des Philosophierens vorkommen, wie Anspruch und Wirklichkeit der Geschlechtergerechtigkeit aussehen, wie die Art der Institutionalisierung der Philosophie zu beschreiben ist, wie der Auslandsbezug, die Internationalität der Philosophie ist, welche Rolle die jeweilige Geschichte spielt, wie die Reflexionskultur auf die eigene philosophische Situation einzuschätzen ist und ob Bezüge auf deutsche Philosophie der Gegenwart und Vergangenheit zu nennen sind. Die Briefe sind in Prosa verfasst, und uns war es wichtig, bei der Redaktion der Briefe von Nichtmuttersprachlern den eigenen und kreativen Umgang mit der deutschen Sprache zu erhalten. Gewiss haben die „Briefe über Philosophie weltweit“ vor allem eine informative Funktion, wenn auch nicht nur. Denn den Verfassern ist wohl bewusst, dass in dem Brief die eigene Perspektive auf das vorgestellte Land und eventuell das Verhältnis zu Deutschland sichtbar wird und ein Bild von der Philosophie des jeweiligen Landes entsteht. Die eigene Einschätzung der Verfasserinnen und Verfasser tritt mal mehr, mal weniger in den Vordergrund, und eigene philosophische Überlegungen werden mal entwickelt, mal angedeutet oder treten in den Hintergrund. Zweck der Briefe ist es, mehr über die Situation der Philosophie in anderen Ländern zu erfahren, für die Wirkung von geschichtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen zu sensibilisieren, Anregungen für die Gestaltung der Philosophie in Deutschland zu bekommen und die literarische Form des Briefes neu zu verwenden.

Im ersten Jahr sollen insgesamt sechs Briefe zur Lage der Philosophie in sechs sehr verschiedenen europäischen Ländern erscheinen, in jeder Ausgabe einer. Bei der Auswahl der sechs Länder waren fünf Kriterien leitend: *Erstens* sollten die verschiedenen geographischen Regionen Europas vertreten sein, Nord und Süd, Ost und West. *Zweitens* sollten kleine und große Länder vertreten sein, und *drittens* sollten Länder, in denen die Situation der Philosophie aus politischen Gründen besonders brisant ist, Berücksichtigung finden (das betrifft aus unserer Sicht derzeit vor allem Ungarn). *Viertens* sollten Länder, deren philosophische Lage in Deutschland vielen bekannt ist, eher nicht vorkommen, und *fünftens* sollten unter den VerfasserInnen drei Frauen und drei Männer sein. Wir beginnen das Projekt also mit Europa, einem zwar historisch vielfach vernetzten Kulturraum, dessen teils subtile und teils erhebliche Differenzen in der akademischen Philosophie in den Briefen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt werden sollen. Mit dem zweiten Jahr soll diese geographische Beschränkung aufgegeben werden, und wir werden um Briefe aus allen Gegenden der Welt bitten.

Dieses Interesse an den philosophischen Kulturen in anderen Ländern hat in der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie* eine Geschichte. 1995, 1996 und 1999 sind drei Schwerpunkthefte zur Philosophie in Russland, zur Philosophie in Japan und zur Philosophie in Indien¹⁴ erschienen. Trotz der großen Resonanz in der Öffentlichkeit und der Offenheit des Herausgeberkreises hat das Interesse an der Verschiedenheit philosophischer Kulturen für eine längere Zeit „geschlummert“. Andrea Esser hat 2007 als neue Mitherausgeberin die Idee eingebracht, Philosophierende, die aus Deutschland in ein anderes Land gegangen sind, um „Briefe aus x“ zu bitten. Aus dieser Zeit stammt der „Brief aus Spanien“ von Volker Rühle. Durch die Beschäftigung mit diesem ersten Brief hat sich das Projekt selbst definiert, schärfer profiliert und seine Gestalt gefunden als von uns beiden in Zukunft betreute regelmäßige Rubrik für diese Zeitschrift mit dem Titel: *Briefe über Philosophie weltweit*.

¹⁴ Vgl. dazu im Einzelnen: Schwerpunkt: Russische Philosophie, hg. v. W. Hedeler u. M. Dammaschke, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 43.1 (1995); Schwerpunkt: Philosophie und Moderne in Japan, hg. v. S. Richter, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 44.6 (1996); Schwerpunkt: Tradition und Differenz – Perspektiven des Eigenen und Fremden in der Philosophie Indiens, hg. v. M. Waligora u. Sh. Randeria, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 47.4 (1999).

IV. Einige Entwicklungslinien der deutschsprachigen Briefkultur

Ein Blick auf die gegenwärtige Lebenswelt lässt die Frage aufkommen, ob sich der Brief als Form der Alltagskommunikation überlebt oder ob er sich einfach medial erweitert hat. Die heute verfügbaren Möglichkeiten der Kommunikation, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts entwickelt haben, scheinen in der ersten genannten Perspektive in Konkurrenz zum Brief zu stehen und zu einem Verlust der Briefkultur geführt zu haben.¹⁵ Aber auch hier zeigt ein genauerer Blick, dass man heute eher von einer Art Arbeitsteilung sprechen kann.¹⁶ Zielt man auf eine schnelle Reaktion des Anderen und sucht die schnelle Vermittlung von Informationen, so wird man das telefonische Gespräch oder die E-Mail verwenden. Soll dagegen die Information in stilistisch durchdachter Form verfasst sein und die Reaktion des Adressaten nicht unbedingt sofort eintreffen, wird auf den Brief zurückgegriffen. Auf Grund ihrer Materialität und der Möglichkeit, unter persönlichen Gegenständen aufbewahrt zu werden, sind Briefe zudem zur Vermittlung und Aufbewahrung wichtiger, intimer Inhalte besser geeignet als andere Kommunikationsformen. Aus der zweiten Perspektive ließe sich sagen, dass die mediale Erweiterung des Briefes hin zum elektronischen Brief neue Freiheiten für den Umgang mit der Gattung Brief eröffnet. Um in dieser Situation mit ihren neuen Verwendungsweisen alter Formen einen Beitrag zu leisten, soll in diesem Abschnitt darüber nachgedacht werden, wie sich das Projekt „Briefe über Philosophie weltweit“ in der Geschichte der deutschen Briefkultur verorten lässt. Im letzten Abschnitt soll dann der Einsatz dieser Form in der Philosophie reflektiert werden.

Wenn Briefe auch seit der Antike ein wichtiges Kommunikationsmittel waren, kann man erst ab dem Jahr 1751 von einer Blütezeit dieses Mediums im heutigen Sinne sprechen. In diesem Jahr veröffentlicht Christian Fürchtegott Gellert den Text *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* und später die Schrift *Gedanken von einem guten Brief*.¹⁷ Gellert schlägt vor, den Brief nicht länger als formelles Kommunikationsmittel für offizielle Anlässe zu benutzen, sondern als eine Art der Mitteilung, die dem mündlichen Gespräch ähnele und daher Natürlichkeit aufweisen müsse. Dies ermögliche wiederum, dass die ganz individuelle Erfahrung des Verfassers an einen Empfänger übermittelt werde und dass auch Situationen und Angelegenheiten, die bislang einer schriftlichen Fixierung nicht würdig waren, nun in Briefen thematisiert werden könnten.

Während bei Gellert der Brief als Kommunikationsmedium zwischen räumlich getrennten Gesprächspartnern verstanden wird, verstehen wenig später Wieland, Margareta Mollers, Goethe und Bettina von Armin den Brief als zeitübergreifenden Dialog.¹⁸ Damit wird das Medium Brief im deutschsprachigen Raum als Dokument für die Nachwelt konzipiert, und die Autoren entwickeln ein Bewusstsein dafür, welche Bedeutung Briefe für die Selbstdarstellung und die Dokumentation einer Zeit haben. Es war zu jener Zeit üblich, Briefe in bürgerlichen Salons vorzulesen oder sie im Freundes- und Familienkreis von Hand zu Hand

¹⁵ Höfllich behauptet dagegen, dass es einen Briefkult gibt, auch unter denen, welche Briefe kaum benutzen: J. R. Höfllich, „Ein Brief ist doch altmodisch“, a. a. O.

¹⁶ Über diese Alternative vgl. E. Lia Wyss u. U. Schmitz, Briefkommunikation im 20. Jahrhundert. Editorial, in: dies. (Hg): *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 64 (2002), 5–6, hier: 6.

¹⁷ H. Schlaffer, Glück und Ende des privaten Briefes, in: K. Beyrer u. H.-Ch. Täubrich (Hg.), *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*. Kataloge der Museumstiftung Post und Kommunikation, Heidelberg 1996, 34–45, hier: 34; vgl. auch D. Schöttker, Einführung. Briefkultur und Ruhmbildung, a. a. O., 10.

¹⁸ D. Schöttker (Hg.), *Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung*, a. a. O., 22.

weiterzureichen, sodass es, selbst wenn ein Brief in einer intimeren Form geschrieben wurde, keine Garantie für sein Geheimbleiben gab.¹⁹

Die im Salon vorgetragenen Briefe wurden oft auch veröffentlicht, sodass im 19. Jahrhundert ganze Briefeditionen entstanden. Die ersten Briefeditionen von Briefen bekannter Autoren erscheinen schon 1820.²⁰ Ein gutes Beispiel für den neuen Trend, Briefe zu veröffentlichen, und für das zunehmende Bewusstsein der Bedeutung dieses Mediums für die Darstellung von Autoren und für sein eigenes Werk bietet Goethe.²¹ Die Briefe, die er aus Italien an Charlotte von Stein schreibt, waren zunächst dazu gedacht, im Freundeskreis gelesen zu werden. 1817 bearbeitet Goethe sie in der *Italienischen Reise* und lässt den Briefcharakter verschwinden. Anders ist es mit seinen Briefwechseln mit Schiller oder Zelter, in denen er sich vollkommen bewusst ist, dass die Briefe Dokumente seiner Person für die Nachwelt sein werden.

Zum 20. Jahrhundert hin werden Briefe nicht mehr in Salons vorgelesen und gedeutet. Mehr und mehr wird das Medium Brief entweder für die private Kommunikation eingesetzt oder erhält eine informationsvermittelnde Funktion innerhalb der Administration. Dies aber sollte man nicht als ein Ende des Mediums verstehen, sondern als Möglichkeit für eine neue Entwicklung in der Geschichte der deutschen Briefkultur.

V. Philosophie und Briefform

1. Briefe in der Philosophie. Briefe sind für die Philosophie seit jeher ein wichtiges Ausdrucksmittel, und es sind verschiedene Modi entwickelt worden, die Briefform für die philosophische Verständigung fruchtbar zu machen. Aus der Ferne wurden Briefe *über* Philosophie geschrieben, um Bericht zu erstatten über die Lage der Philosophie an anderen Orten (zum Beispiel Voltaires *Lettres philosophiques* ou *Lettres anglaises*). Die literarische Form des Briefes wurde gezielt als Darstellungsmedium für philosophische Inhalte gewählt, es wurde *in* Briefen philosophiert (zum Beispiel Senecas *Epistulae morales ad Lucilium*). Und es wurde *durch* Briefe philosophiert, die Fülle der philosophischen Briefwechsel gibt davon Zeugnis.²²

2. Briefe über Philosophie: Voltaires Briefe über die englische Nation. Die Präposition „über“ zeigt an, dass philosophische Inhalte, philosophische Kulturen oder philosophierende Personen in Briefen zum Gegenstand gemacht werden können. Ein prominentes Beispiel für *Briefe über Philosophie* sind die *Philosophischen Briefe* oder die *Briefe über die englische Nation*, die Voltaire aus dem englischen Exil geschrieben hat. Voltaires Wechselspiel zwischen Spott und Angriffslust gegenüber der französischen Aristokratie auf der

¹⁹ Vgl. ebd., 9; vgl. auch H. Schlaffer, Glück und Ende des privaten Briefes, in: K. Beyrer u. H.-Ch. Täubrich (Hg.), *Der Brief*, a. a. O., 40.

²⁰ H. Schlaffer, Glück und Ende des privaten Briefes, a. a. O., 42.

²¹ Ebd., 42.

²² Das Spiel mit den Präpositionen *in*, *durch* und *über* ist angeregt durch Arthur Dantos Aufsatz *Philosophy as/ and/ of Literature* (a. a. O.) und Christiane Schildknechts Weiterentwicklung dieses Spiels, mit dem sie in ihrem Vortrag *Literatur als Philosophie. Perspektiven einer Überschneidung* am 7. Februar 2012 in Marburg verschiedene Verhältnisformen von Philosophie und Literatur ausgelotet und auf ihre Implikationen befragt hat (eine schriftliche Fassung des Vortrags findet sich in: Ch. Demmerling u. I. Vendrell Ferran, *Wahrheit, Wissen und Erkenntnis in der Literatur. Philosophische Beiträge*, Berlin – im Erscheinen).

einen Seite und Anbiederung an einflussreiche Vertreter des französischen Adels andererseits führten zu zwischenzeitlichen Inhaftierungen in der Bastille. Seine Bitte, nach dem Streit mit dem Chevalier de Rohan 1726 von dort ins Exil nach England gehen zu dürfen, wurde ihm gewährt. Voltaire will mit seinen Briefen gegen die Kontaktarmut zwischen England und Frankreich und die gegenseitige Unkenntnis angehen²³, sicher aber auch der französischen Welt des Geistes in kritischer Absicht deren unberechtigte Eitelkeit, ja Rückschrittlichkeit und Beschränktheit im Vergleich mit England spiegeln. Voltaires Gegenstand sind deshalb auch alle Bereiche der Kultur, in denen die Franzosen ihre eigenen Beiträge für kanonisch zu erklären geneigt sind: die Komödie, die Tragödie, die Philosophie, die Politik, die Religion. Mit den *Lettres philosophiques*, die 1734 zunächst in England unter dem Titel *Letters Concerning the English Nation* und später im gleichen Jahr auf Französisch erschienen sind, hat Voltaire bewusst für politischen Zündstoff gesorgt. Die Provokation war erfolgreich, im *Mercur de France* wurde im August 1734 die Verurteilung des Buches durch den französischen Hof bekannt gegeben, und angeordnet, die Briefe zerreißen und verbrennen zu lassen.²⁴

In den Briefen zwölf bis vierzehn wendet sich Voltaire der Philosophie, genauer den „berühmten Männern Englands“, Bacon, Locke und Newton, zu. Auch hier wie in Fragen der Religion und der Politik baut Voltaire den Kontrast für die französische Leserschaft, die er in den Briefen direkt anspricht, auf: „Ein Franzose, der in London ankommt, findet in der Philosophie wie auch im übrigen andere Verhältnisse vor. [...] Bei Ihren Cartesianern entsteht alles mit einem Impuls, den man kaum versteht, bei Newton ist es eine Anziehungskraft, deren Ursache man auch nicht besser kennt.“²⁵ Im vierzehnten Brief *Über Descartes und Newton* stellt Voltaire die beiden großen Geister gewissermaßen als Inbegriff der englischen und der französischen Kultur einander gegenüber: Newton und Descartes. Damit sendet er eine Botschaft an sein englisches Publikum, das sich darüber empört hatte, Newton überhaupt mit Descartes zu vergleichen, wie de Fontenelle es in einer Lobrede über Newton getan hatte. Newton und Descartes sind zu vergleichen, es kommt nur darauf an, ihre philosophische Leistung in das richtige Verhältnis zu setzen. Und die Botschaft an das französische Publikum besteht genau in dieser Verhältnisbestimmung von *erstens* Descartes und *zweitens* Newton: „Die erste [Philosophie] ist ein Versuch, die zweite ein Meisterwerk. Und vielleicht wiegt der, der uns auf den Weg der Wahrheit gebracht hat, den auf, der inzwischen ans Ende dieses Weges gelangt ist.“ Descartes wird hier als Wegbereiter für den Vollender Newton gedeutet. Voltaire setzt damit in seiner Provokationslust zwei ganze philosophische Kulturen in ein hierarchisches Verhältnis und gibt seinen Briefen über Philosophie die Pointe einer scharfen Beschränkung des aus seiner Sicht überzogenen französischen Überlegenheitsanspruchs.

Die „Briefe über Philosophie weltweit“ gehören in diese Tradition der Briefe *über* Philosophie. Philosophierende berichten anderen Philosophierenden oder einer interessierten Öffentlichkeit darüber, wie sie die philosophische Lage im jeweiligen Land wahrnehmen, wie sie sie bewerten, wie sie sich bestimmte Auffälligkeiten erklären, wo sie Bezüge zur Philosophie in Deutschland sehen. Der geschichtliche Kontext heute ist sicher ein ganz anderer als derjenige zur Zeit Voltaires, und die wenigsten unserer BriefschreiberInnen werden wie Voltaire Anlass haben, in ähnlicher Weise zwei philosophische Kulturen gegeneinander auszuspielen. Aber in einigen Briefen mischen sich die Motive, einerseits Kontaktarmut und Unkenntnis zu überwin-

²³ Vgl. R. von Bitter, Nachwort zu: Voltaire: Briefe aus England, hg. u. übers. v. R. von Bitter, Zürich 1994.

²⁴ Vgl. ebd., 204.

²⁵ Beginn des XIV. Briefes: Über Descartes und Newton.

den, andererseits aber auch Kritik an dem diese erzeugenden Desinteresse zu üben, das sich in Deutschland, wenn auch in anderer Weise als zu Zeiten Voltaires in Frankreich, findet.

3. *Philosophie in Briefen: Senecas Moralische Briefe an Lucilius*. Mit der Präposition „in“ wird die Ausdrucksform betont: *Philosophie in Briefen ausgedrückt*. Die literarische Form des Briefes ist eine von verschiedenen möglichen Darstellungsformen für philosophische Inhalte, die für die Präsentation der Inhalte mehr oder weniger große Bedeutung haben kann. Senecas *Epistulae morales ad Lucilium* sollen den Anlass geben für die Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Verhältnis von Briefform und philosophischem Inhalt. Das Werk umfasst 124 Briefe von Seneca an Lucilius, die so konzipiert sind, als bildeten sie den einen Teil eines philosophischen Briefwechsels zu Fragen der richtigen Lebensführung.²⁶ Der Adressat Lucilius steht einerseits für den historischen Freund Senecas, andererseits für jeden Leser und jede Leserin, die sich auf Fragen nach der richtigen Lebensführung einlässt. Die Eindringlichkeit, mit der Seneca sein Gegenüber (wie aber auch sich selbst) zur Veränderung seiner Lebensweise auffordert, drückt sich in der direkten Anrede, der appellativen Sprache, der Meditation über konkrete Situationen, die zu allgemeinen Reflexionen Anlass geben, aus, wie zum Beispiel im 28. Brief, in dem er seine Skepsis gegenüber dem Reisen ausdrückt, wenn es nicht durch die Arbeit an sich selbst begleitet ist: „Das meinst du, sei dir allein widerfahren – und du bestaunst es als einen unerhörten Vorgang –, dass du mit einer so langen Reise und bei so mannigfachem Ortswechsel nicht vertrieben hast die Bekümmern und Schwermut deiner Seele? Die seelische Einstellung musst du wechseln, nicht den Himmel.“ Einerseits scheint Seneca mit der Wahl der Briefform für seine Philosophie eine neue Art der Darstellung gefunden zu haben, die sich von seinen anderen ethischen Schriften deutlich unterscheidet.²⁷ Vor allem in den Briefen des ersten Teils wird nicht doziert und nicht unter Einsatz aller rhetorischer Mittel die Überzeugung des Publikums versucht. Vielmehr werden die besprochenen Themen im Modus der Zwiesprache, der Reflexion und Meditation als offene Probleme verhandelt.²⁸ Andererseits nehmen vor allem die späteren Briefe der Sammlung immer wieder den Charakter von Traktaten an, sodass die Frage entsteht, ob es sich bei dem Text im Kern nicht um einen Essay über stoische Ethik handelt, der äußerlich in die Briefform eingekleidet sei.²⁹

Diese Frage, die sich in der Rezeption der Seneca-Briefe stellt und die unterschiedlich beantwortet wird, ist grundsätzlicher Natur und kann an jeden philosophischen Text gerichtet werden. Welche Relevanz hat die literarische Form für den philosophischen Inhalt? Welche Arten und Grade der Prägung von philosophischen Inhalten sind durch die Verwendung verschiedener Textformen möglich? Das Spektrum möglicher Antworten wird zwischen zwei Polen aufgespannt: Der eine Pol steht für ein äußerliches Verhältnis von Briefform und phi-

²⁶ Die Frage, ob es sich bei Senecas Briefen um ein Stück eines echten Briefwechsels oder um Kunstbriefe handelt, scheint in der Forschung verschieden beantwortet zu werden. Manfred Fuhrmann platziert Senecas Briefkorpus zwischen Ciceros, das nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, und Plinius', in dessen Kunstbriefen der Adressat zur Fiktion geworden sei. Seneca verfasste literarische Briefe, Episteln, die er von Beginn an für eine breitere Öffentlichkeit zu publizieren gedachte, die aber auch eine reale Grundlage hatten (vgl. M. Fuhrmann, *Seneca und der Kaiser Nero. Eine Biographie*, Berlin 1997, 299). Beat Schönegg betont eher den künstlerischen Charakter der *Epistulae* (vgl. ders., *Senecas epistulae morales als philosophisches Kunstwerk*, Bern 1999, 167).

²⁷ Seneca hat in einigen seiner Briefe auf die Briefform reflektiert (Briefe 40, 67, 75, 114 und 115).

²⁸ Vgl. zu dieser Einschätzung genauer M. Fuhrmann, *Seneca und der Kaiser Nero*, a. a. O., 301 ff.

²⁹ Dieter Teichert diskutiert diese Frage in: ders., *Der Philosoph als Briefschreiber. Zur Bedeutung der literarischen Form von Senecas Briefen an Lucilius*, in: G. Gabriel u. Ch. Schildknecht (Hg.), *Literarische Formen der Philosophie*, Stuttgart 1990, 62–72.

losophischem Inhalt. Würde die Form verändert, würde, angewandt auf unseren Fall, die Anrede an Lucilius wegfällen, die Bezugnahme auf Äußerungen und Lebensumstände von Lucilius, Gruß- und Abschiedsformel, veränderte sich nichts am philosophischen Inhalt. Der gegenüberliegende Pol entsteht durch das entgegengesetzte Verhältnis: Der philosophische Inhalt lässt sich nur in dieser Form ausdrücken, die Form ist für den dargestellten Inhalt konstitutiv. Zwischen diesen beiden Polen liegen eine ganze Reihe weiterer möglicher Verhältnisbestimmungen. Für Senecas Briefe könnte man möglicherweise sagen, dass die Briefform dem Inhalt eine Wirkung verleiht, die die ausgedrückten Inhalte verstärkt. Die in der stoischen Ethik entwickelte Auffassung, dass der Einzelne durch die Lektüre seine Lebensweise, sein Handeln und Denken verändern soll³⁰, kann intensiviert werden durch eine Form, durch die der Autor sich an einen Adressaten richtet, diesen persönlich anspricht, ihn ermahnt, ein Adressat, Lucilius, mit dem sich die Leserinnen und Leser identifizieren können. Stärker ließe sich entwickeln, dass die literarische Form selbst Teil des philosophischen Inhalts ist³¹ und diesen nicht nur verstärkt. Einen Ort für die regelmäßige Reflexion der eigenen Lebensführung zu schaffen und sich dabei vor einem Gegenüber zu verantworten, ist selber eine Weise, die empfohlenen stoischen Übungen zu realisieren.

Um die Frage zu beantworten, ob eine der genannten Optionen für Senecas Briefe zutrifft oder ob für die Beschreibung des Verhältnisses im Falle der Briefe von Seneca andere Varianten der Verhältnisbestimmungen nötig sind, ist zuerst einmal Voraussetzung, die Wirkung von literarischen Formen beschreiben zu können, also überhaupt ein Vokabular zu entwickeln für diese Ebene der philosophischen Wirkungen von Textformen. Das Bewusstsein für die „Literarizität“ und deren konstitutive Rolle für den philosophischen Gehalt ist zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte der Philosophie sehr stark gewesen³², es ist jedoch auch immer wieder verlorengegangen. Nur in einer philosophischen Kultur, in der die Verwendung verschiedener literarischer Formen gängig ist, kann dieses Wissen erhalten, wiedergewonnen und erweitert werden.

4. *Philosophie d u r c h Briefe: Chancen und Risiken der „Schickungssirre“ am Beispiel des Briefwechsels zwischen Charles Sanders Peirce und Lady Welby.* Die Präposition „durch“ betont den Charakter der Übermittlung. Bei solchen Briefen, die verpackt, abgeschickt und auf den Weg gebracht werden und von jemandem empfangen, geöffnet und gelesen werden, ist dies besonders deutlich. Philosophische Texte, die in Briefform verfasst sind und sich als öffentlich publizierte nicht nur an ein bestimmtes Gegenüber, sondern an eine Öffentlichkeit richten, spielen mit der Assoziation dieser Übermittlungs- und Transportpraxis. Philosophischen Briefen kommt durch den Allgemeinheitsanspruch des philosophischen Inhalts gegenüber privat verschickten Briefen eine eigentümliche Öffentlichkeit zu, egal ob sie an ein bestimmtes Gegenüber versandt werden, wie beim philosophischen Briefwechsel, oder ob sie an die phi-

³⁰ Über die stoischen Schriften zur Seelenleitung vgl. I. Hadot, *Seneca und die griechisch-römische Tradition der Seelenleitung*, Berlin 1969.

³¹ Vgl. zur Entwicklung dieses Verhältnisses im Allgemeinen M. Nussbaum, *Form and Content, Philosophy and Literature*, in: dies., *Love's Knowledge*, Oxford 1992, 3; vgl. dazu auch W. Huemer, *Form und Erkenntnis: Wie Kunst und Literatur Wissen vermitteln*, in: A. Burri u. W. Huemer (Hg.), *Kunst denken*, a. a. O., 117–134; Huemer zeigt außerdem, inwiefern formale Aspekte der Literatur an sich schon von kognitivem Wert sind: ders., *Why read Literature? The cognitive function of form*, in: J. Gibson u. a., *A Sense of the World. Essays on fiction, narrative, and knowledge*, London 2007, 233–245.

³² Der Überblick von Pierre Hadot macht das deutlich, vgl. ders., *Literarische Formen der Philosophie*, a. a. O.; vgl. dazu auch ders., *Philosophie als Lebensform. Antike und moderne Exerziten der Weisheit*, Frankfurt/M. 2002.

losophische Öffentlichkeit gerichtet sind und publiziert werden. Das erklärt die übliche Praxis, den Briefwechsel von PhilosophInnen, denen Bedeutung zugemessen wird, posthum zu veröffentlichen.

Bei jedem eindeutig an eine bestimmte Person adressierten Brief stellt sich die Frage, ob der Brief ankommt oder verlorengeht oder gar woanders ankommt auf zwei Ebenen. Die erste Ebene ist die Frage der erfolgreichen Ankunft des materiellen Briefes, die zweite Ebene die nach der gelungenen Übermittlung des Inhalts. Wird der Brief so gelesen und aufgefasst, wie es die BriefschreiberIn intendiert hat? Wird das Beziehungsangebot, das in Briefen oft mehr oder weniger offen gemacht wird, erwidert oder abgelehnt oder gar überraschend anders interpretiert? Diese, die zweite Ebene betreffenden Fragen stellen sich auch für alle an eine Öffentlichkeit adressierten Briefe. Die BriefschreiberIn hat in beiden Fällen den Umgang mit dem Brief nicht mehr in ihrer Hand, die AdressatIn oder die Öffentlichkeit machen etwas daraus, was die BriefschreiberIn nicht mehr kontrollieren kann. Derrida verwendet gezielt die Briefmetaphorik, wenn er diese prinzipielle Offenheit der Deutung und Weiterverarbeitung, die für publizierte Texte insgesamt gilt, „Schickungsirre“ („destinerrance“) nennt.³³ Diese Schickungsirre birgt, vor allem wohl aus der Sicht derer, die einen Brief oder einen Text auf den Weg schicken, Risiko und Chance zugleich. Das Risiko besteht aus der Sicht des Autors im Missverstehen, in Verwendungen der ausgedrückten Gedanken, die nicht intendiert oder gar kritisiert worden sind und nicht korrigiert werden können. Die Chance liegt darin, dass die Anknüpfungen anderer Implikationen wie Grenzen freilegen und Verbindungslinien schaffen können, die die „eigenen“ Überlegungen vertiefen und steigern.

Da Briefe sich an einen bestimmten Adressaten oder an eine Öffentlichkeit wenden, im dritten Abschnitt wurde der Brief als Einladung zum Dialog beschrieben, ist mit der Briefform ein mehr oder weniger intendiertes Beziehungsangebot verbunden: „Ich, die BriefschreiberIn, will Dir, LeserIn, mitteilen, dass mir das und das wichtig ist, dass ich das und das kritisch sehe. Ich, BriefschreiberIn, will Dich, LeserIn, auffordern, bitten, gewinnen, interessieren, warnen, Dir etwas anbieten.“ Ist jeder einzelne Brief in diesem Sinne schon ein Beziehungsangebot, gilt dies gesteigert für eine zusammenhängende Reihe von Briefen in einem kontinuierlichen Briefwechsel. Das Phänomen der „Schickungsirre“ spielt sich natürlich auch auf dieser Ebene ab, und vielleicht besonders auf dieser. Ein kurzer Blick auf einen philosophischen Briefwechsel soll dies deutlicher machen. Ein wichtiges Motiv dafür, dass Philosophierende sich über Alternativen von literarischen Formen Gedanken machen, liegt in dem Wunsch begründet, die Risiken der prinzipiellen „Schickungsirre“ zu minimieren und deren Chancen zu steigern.

Der Briefwechsel zwischen Charles Sanders Peirce und Lady Welby ist in vielerlei Hinsicht interessant. Er ist ein Dokument des Denkens von Peirce; er ist ein Dokument einer brieflichen Begegnung zwischen zwei sehr ungleichen Partnern³⁴, zwischen Geschlechtern; zwischen Schichten, Lady Welby ist eine gesellschaftlich bestens „vernetzte“ Vertreterin der englischen

³³ Vgl. J. Derrida, Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse!, hg., übers. u. m. Nachwort v. H.-D. Gondek, Frankfurt/M. 1998, 20; vgl. dazu auch G. Bertram, Wovor weicht die Dekonstruktion nicht aus? oder Ist das Unzeitgemäße unumgänglich?, in: Anachronismen, hg. v. A. Speer, Würzburg 2003, 199–215: „Die Dekonstruktion sieht Momente, in denen etwas ankommt, als unterbestimmt durch das, was ankommt. Was auf Sendung ist, vermag nicht festzulegen, wie sein Ankommen sich ereignet (auch wenn es noch so sehr darauf angelegt ist, das Ankommen zu bestimmen). Aus dekonstruktiver Perspektive gilt vielmehr: Im Ankommen selbst wird gewissermaßen festgelegt, was auf Sendung ist. [...] Derrida hat Überlegungen diesen Typs in einem Neologismus gebündelt, der die Unterbestimmtheit all dessen, was ankommt, fokussiert.“ (206–207)

³⁴ Vgl. *Semiotics and Significs. The Correspondence between Charles S. Peirce and Victoria Lady Welby*, hg. v. Ch. Hardwick, Bloomington/London 1977.

Hocharistokratie, ihre Patin ist Königin Victoria, nach der sie benannt ist, Peirce hatte zur Zeit des Briefwechsels kaum institutionelle Anerkennung und lebt in einer materiell höchst ungesicherten Situation; wie auch eine Begegnung zwischen der alten Welt und der neuen Welt. Den Auftakt für den Briefwechsel bildet ein Brief von Lady Welby an Charles Sanders Peirce mit der Bitte um Reaktion auf ihr Buch *What is Meaning?*. Lady Welby ist philosophische Autodidaktin. Peirce, der ihr Buch rezensiert hat, hebt das darin sichtbare Problembewusstsein für semiotische Fragen hervor, und es entspinnt sich ein längerer Briefwechsel.

Peirce sieht eher die Risiken als die Chancen der „Schickungsirre“ und entwickelt darauf einen Widerwillen zu publizieren, den er Lady Welby gegenüber bekennt: „My aversion to publishing anything has not been due to want of interest in others but to the thought that after all a philosophy can only be passed from mouth to mouth, where there is opportunity to object & cross-question & that printing is not publishing unless the matter be pretty frivolous.“³⁵ Der mehrjährige Briefwechsel zwischen Peirce und Lady Welby ist eine Form, die dieser idealen Situation von Mund zu Mund, ein klassischer Topos in der Philosophie seit Platon, näher kommt als die Vorlesungsmanuskripte und Forschungsmanuskripte, die Peirce neben den publizierten Zeitschriftenartikeln verfasst, aber zum Großteil eben nicht publiziert hat. So nimmt Peirce zum Beispiel Lady Welbys Ideen über die Abhängigkeit der Zeit vom Raum ins briefliche „Kreuzverhör“, die sie versucht mit Rekurs auf die Peirceschen Kategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit darzustellen.³⁶ Mit der schrittweisen Darlegung der völligen Verschiedenheit ihrer Auffassungen über dies Verhältnis³⁷ sucht Peirce dem Risiko der „Schickungsirre“ auf inhaltlicher Ebene zu begegnen. Das Risiko, das auf der Beziehungsebene liegt, wird zum Beispiel in dem Briefwechsel von Peirce und Lady Welby auch zu minimieren versucht, durch die Suche nach einem passenden Ton, der den gesellschaftlichen Rangunterschieden einerseits und dem Unterschied in der philosophischen Kraft andererseits Rechnung trägt. In den ersten Briefen kann man nachvollziehen, wie einerseits angemessene Anrede- und Verabschiedungsformen gesucht werden³⁸ und andererseits der Ton immer weniger formelhaft höflich und immer persönlicher, vertrauter und freundschaftlicher wird.³⁹

Die „Briefe über Philosophie weltweit“ haben diese Möglichkeiten der direkten Reaktion, der Einwände und des „Kreuzverhörs“ nicht und sollen sie nicht haben. Vielmehr wollen wir das Phänomen der „Schickungsirre“ mit seinen Risiken und Chancen zur vollen Entfaltung kommen lassen auf der Ebene der inhaltlichen Informationen, der Einschätzungen und Reflexionen wie auf der Ebene der Beziehung. Ein Beziehungsangebot ist ein „Brief über Philosophie weltweit“ sicher vor allem dann, wenn es um einen Brief aus einem Land geht, das man selber kennt, in dem man länger oder kürzer war, aus dem man vielleicht sogar kommt, zu dem Kontakte bestehen. Da können Reaktionen entstehen wie: „Wer ist das, der da schreibt, dass er das ausspricht, was ich immer im Untergrund habe brodeln hören?“ Oder auch: „Wer ist das, der da eine so verzerrte Perspektive auf die Situation eines Landes wirft, die sich nicht mit mei-

³⁵ Ebd., Brief an Lady Welby vom 2.12.1904.

³⁶ Vgl. ebd., Brief von Peirce an Lady Welby vom 16.12.1904.

³⁷ Vgl. ebd.: „But the direction of your work and mine are as different as they well could be.“

³⁸ Lady Welby zum Beispiel vergewissert sich im Brief vom 20.3.1904: „(Dear Mr. Peirce – (you have never told me whether I ought or ought not call you Dr.?) –“

³⁹ Auch in einem philosophischen Briefwechsel finden sich Äußerungen *über* Philosophie, verstanden als das Formulieren von Einschätzungen von Stilen und Besonderheiten des Philosophierens in verschiedenen Ländern. So schreibt Peirce in einem Zusatz zum Brief vom 1. Dezember 1903 an unsere Adresse: „There is too much German influence in this country, in every way. Their subjectivism is detestable & antipragmatical.“

ner Erfahrung deckt?“ Aber auch da, wo die Verhältnisse in Deutschland direkt oder indirekt kritisiert werden oder wo durch den Vergleich wieder neu auffällt, wie selbstverständlich uns unsere akademischen Praktiken geworden sind, kann ein Brief wie eine Aufforderung wirken, die Bedingungen des eigenen Philosophierens neu zu sehen oder zu gestalten.

VI. Schluss

Hiermit ist die Reihe der „Briefe über Philosophie weltweit“ eröffnet und beginnt mit dem ersten Brief aus Spanien. Auf dem Hintergrund der im vierten Abschnitt skizzierten Entstehungsgeschichte des modernen Briefes formuliert, wollen wir mit unserem Projekt den Akzent weder auf den formellen Gebrauch des Briefes legen noch auf die Entwicklung eines Stils der Natürlichkeit wie bei Gellert, noch auch auf den ästhetischen Genuss der Salon-Lektüre und des Spiels mit der gemeinsamen Interpretation, sondern auf eine bestimmte *soziale Funktion* des Mediums. Die „Briefe über Philosophie weltweit“ sollen zu einer Darstellung der Situation und des Schicksals der Philosophie und der PhilosophInnen verschiedener Länder beitragen, sie sollen neue Diskussionen anregen, sie sollen Ideen importieren und exportieren, sie sollen Raum für politische Kritik an der institutionellen Lage der Philosophie schaffen, und sie sollen PhilosophInnen verschiedener Denktraditionen und Länder Möglichkeiten des gemeinsamen Denkens und der Vernetzung anbieten.

Mit der Auswahl des Briefes als Darstellungsform plädieren wir dafür, die gerade auch in Zeitschriften üblichen Formen philosophischen Schreibens (wieder) zu pluralisieren. Wir wollen in dieser Zeit erneuter Aufmerksamkeit auf die literarischen Formen der Philosophie mit dem Projekt der „Briefe über Philosophie weltweit“ einen Beitrag leisten zur Wiedergewinnung und Erneuerung literarischer Formen der Philosophie. Jeder unserer Briefe wählt für diese neue Form, „Briefe über Philosophie weltweit“ in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, eine andere Variante und realisiert die im dritten Abschnitt vorgestellten Formmerkmale des Briefes und die Überschneidung mit anderen Darstellungsformen auf je eigene Weise. Jeder Brief ist ein Brief *über* Philosophie, und in manchen Briefen wird auch die Möglichkeit ergriffen, Philosophie *in* Briefen zu betreiben. Mit dem „Transport“ der Inhalte *durch* Briefe wollen wir die Chancen und den Reiz der Risiken betonen, die darin liegen, einen (Brief)text aus der Hand zu geben.

Dr. Ingrid Vendrell Ferran, Philipps-Universität Marburg, Institut für Philosophie, Wilhelm-Röpke-Straße 6, 35032 Marburg

Dr. Katrin Wille, Philipps-Universität Marburg, Institut für Philosophie, Wilhelm-Röpke-Straße 6, 35032 Marburg

Abstract

Taking as a point of departure the thesis that philosophical content and stylistic form are internally related to each other, we explore in our text the possibilities enabled by the literary form of the letter. We begin with a brief description of the current situation of the academic philosophy around the world characterized by international migrations of thinkers and thoughts. In the second section, we highlight the importance of the literary form of the letter in the current background dominated by the canonical format of the paper. In the third and fourth sections we focus on the main features and current use of this literary form and examine its possibilities for philosophy. In the final section, we render plausible our thesis examining with different examples how is possible to write letters *about* philosophy and to do philosophy *in* and *through* letters.